

## DIE ERSTEN KAPITEL DER BIBEL NACH DER INTERVENTION DER NATURWISSENSCHAFT

Bis vor nicht langer Zeit waren die Theologen, ja überhaupt alle überzeugten Christenmenschen der Meinung, Gott habe den ersten Menschen aus Lehm geformt und ihm dann eine Seele eingehaucht. Sie waren dieser Meinung, weil sie das so in ihrer Bibel lasen. Heutzutage haben die meisten Theologen und auch die meisten überzeugten Christenmenschen über die Anfänge der Menschheit andere Vorstellungen, obwohl sie immer noch die gleiche Bibel lesen. Wie wurde das möglich? Nun, man hat unterscheiden gelernt. Beim Lesen der Bibel muß die gemeinte Aussage übernommen werden, nicht jedoch die oft zeit- und kulturbedingte Weise, in der diese Aussage gemacht wird. Im Fall des Anfangs der Menschheit wäre die eigentliche Aussage der Bibel: Der Mensch ist Gottes Geschöpf. Zur Aussageweise wäre etwa die Vorstellung von Gott als modellierendem Künstler zu rechnen.

Nun wäre es gegen jede christliche Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wenn man behauptete, die Theologen seien ohne die sanfte Nachhilfe, ja den massiven Druck der Naturwissenschaft auf diese wichtige Unterscheidung gekommen. Erst die Naturwissenschaft hat die Theologie gezwungen, ihre alten Aussagen zu überprüfen und so zu modifizieren, daß sie den Er-

kenntnissen oder Annahmen der Naturwissenschaft nicht widersprechen.

Manche Theologen und manche Christen freuen sich trotzdem über den Fortschritt des Bibelverständnisses, der auf diese Weise erreicht wurde. Doch sind es nicht alle. Denn andere kommen offenbar nicht darüber hinweg, daß hier von außen Einfluß ausgeübt wurde. Sie können im Verzicht auf das alte Verständnis des biblischen Textes nur eine theologische Niederlage und in dem Wort von der notwendigen Unterscheidung zwischen Aussage und Aussageweise nur eine propagandistische Verschleierung der Niederlage sehen. Für sie haben die Theologen kapituliert. Sie wissen zwar auch nicht, was die Theologen besseres hätten tun können, als aufzuhören, von der Formung des ersten Menschen aus Erde zu reden, besonders wenn sie selbst Naturwissenschaftler sind. Dennoch beunruhigt sie der christliche »Rückzug«. Wenn die Kirche *einmal* nachgegeben hat, wird sie weiter nachgeben – so fürchten sie –, und was wird schließlich übrigbleiben?

Diese Furcht scheint heute weit verbreitet zu sein. Sachlich ist sie aber falsch. Es ist einfach nicht so, daß die Theologen nur auf äußere Pressuren hin an dem ihnen anvertrauten Offenbarungsgut herummanipuliert hätten, so sehr es diese Pressuren gegeben hat und so nötig sie war, damit man vorwärtskam. Gleichzeitig mit der Herausforderung durch die Naturwissenschaft, speziell durch die Evolutionslehre, und sachlich unabhängig davon wurden in der Bibelwissenschaft auch noch andere Faktoren wirksam, die es ihr von innen her ermöglichten, auf die von außen hereingerufenen Fragen eine Antwort zu finden. Es waren letztlich doch

nur Fragen und Anregungen, die von außen zugelassen wurden. Die Antwort, die heute auf diese Fragen gegeben werden kann, stützt sich auf neue Fakten und neue, aber sachgemäße Methoden aus dem Innenbereich der Bibelwissenschaft selbst. Dies soll im folgenden gezeigt werden.

Neue »Fakten« halfen der Bibelwissenschaft weiter: Denn durch die Archäologie und die von ihr genährte Orientalistik strömt ihr ständig neues Wissensmaterial über den Alten Orient zu, das neues Licht auf die alten biblischen Texte wirft. Sie arbeitet mit neuen »Methoden«: Die Exegese von heute verfügt gegenüber der Exegese früherer Jahrhunderte auf historischem, literarischem und theologischem Feld über viel differenziertere und feinere Methoden. Sie nimmt hier teil an der heute allgemein vorangetriebenen Differenzierung der Wissenschaften. So sollte es niemanden wundern, wenn neue Aspekte und Dimensionen des biblischen Wortes von der Bibel selbst her ans Licht treten und wenn sich dabei, oft ganz unbeabsichtigt und wie nebenher, auch Antworten auf die von der Naturwissenschaft gestellten Fragen ergeben. Nur wer das nicht sieht, kann hier von »Rückzug« reden. In Wirklichkeit handelt es sich meist um eine durch Fortschritt auf beiden Seiten – Naturwissenschaft und Theologie – möglich werdende Klärung von Zuständigkeitsbereichen. Die Widersprüche lösen sich meistens auf, indem sich zeigt, daß Bibel und Naturwissenschaft nicht von denselben Dingen reden.

Nach diesen Vorüberlegungen soll nun die Sache selbst dargelegt werden. Doch sei noch erwähnt, daß es sich nur um einige Beispiele und Hinweise handeln

kann. Auch ist es nicht immer möglich, den genauen Sicherheitsgrad der einzelnen Erkenntnisse zu nennen. Vieles, was nun folgt, ist sicher, anderes ist nur wahrscheinlich.

### *Die doppelte Schöpfungsaussage*

Es ist doch durchaus nicht das zu Erwartende, daß am Anfang der Bibel der Ursprung des Menschen zweimal dargestellt wird, und zwar auf ganz verschiedene Weise. Das Phänomen ist also aller Beobachtung wert.

Zum erstenmal wird die Erschaffung des Menschen erzählt in Gn 1,26–31. Am Anfang steht ein Gotteswort. »Gott sprach: Laßt uns den Mensch machen nach unserm Bild, nach unserm Gleichnis. Beherrschen sollen sie die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, das Vieh und alles Wild der Erde, und alles Kriechende, das auf der Erde kriecht!« Dann wird die Erschaffung der Menschen gemäß diesem Beschluß konstatiert: »Gott erschuf den Mensch nach seinem Bild, nach dem Bilde Gottes erschuf er ihn, als Mann und Frau erschuf er sie.« Es folgt der Segen Gottes über die Menschen. In diesem Segen wird ihnen ausdrücklich die Herrschaft über die ganze Schöpfung zugesprochen. Man beachte übrigens, daß hier nie von einem ersten Menschen die Rede ist, sondern immer von »dem« Mensch im kollektiven Sinn von »Menschheit« oder von den Menschen im Plural des Verbs. Ein drittes Gotteswort weist den Menschen und den Tieren ihre Nahrung zu. Dann heißt es abschließend: »Und so geschah es. Und Gott besah sich alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.

Und es war ein Abend, und es war ein Morgen: der sechste Tag.«

Die abschließenden Formeln weisen uns auf den größeren Zusammenhang, in dem dieser Text über die Erschaffung der Menschen steht. Es handelt sich um das Sechstageswerk, als das im ersten Kapitel der Bibel die Schöpfung dargestellt wird. Am ersten Tag erschafft Gott das Licht, am zweiten das Himmelsgewölbe, am dritten scheidet er Meer und Festland und läßt – viertes Schöpfungswerk, das auch noch im dritten Tag steht – aus der Erde die Pflanzen sprießen. Damit sind die kosmischen Räume erstellt. Nun werden sie mit beweglichen Wesen angefüllt. Am vierten Tag werden dem Himmel Sonne, Mond und Sterne gegeben, am fünften Tag dem Wasser die Fische und dem Luftraum zwischen Erde und Himmel die Vögel, am sechsten Tag der Erde die Landtiere – das ist das siebte Schöpfungswerk –, und dann erfolgt als letztes, achttes Schöpfungswerk noch am gleichen Tag die Erschaffung der Menschen. Am siebten Tag ruht Gott dann von seinem Werk und heiligt den Tag.

Es ist deutlich, wie hier im Rahmen der acht Werke und der sechs Tage das ganze Schöpfungstun Gottes auf die Menschen zuläuft und in ihnen gipfelt. Anders bei der zweiten Erzählung von der Erschaffung des Menschen. Hier fehlt die streng durchgeführte Systematik, und wenn man nur auf die Reihenfolge der Schöpfungswerke achtet, so erscheint vieles aus dem ersten Text nun auf den Kopf gestellt. Der zweite Text bestimmt nämlich ausdrücklich den Menschen als das erste Werk Gottes, dem nur die noch wüste Erde vorausgeht. Es heißt als Zeitbestimmung: »Zur Zeit,

als Gott der Herr Erde und Himmel machte – noch gab es aber kein Gesträuch des Feldes auf Erden und noch wuchs kein Kraut auf dem Felde; denn Gott der Herr hatte noch nicht regnen lassen auf die Erde, und es war auch kein Mensch da, den Boden zu bebauen, nur ein Wasserschwall brach aus der Erde hervor und tränkte alles Land« – wir erleben also konkret geschildert den Morgen der Schöpfung. Was geschah da als erstes? Der Text sagt es in Gn 2,7: »Da formte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies ihm den Lebensodem in die Nase, so daß der Mensch zu einem lebenden Wesen ward.« Der Fortgang der Erzählung ist bekannt. Gott richtet einen Garten her, versetzt den Menschen dahinein und gibt ihm ein Gebot. Dann kommt das Thema »Gegenüber für den Menschen«. Der Mensch soll nicht allein sein, so wird ein »Gegenüber« für ihn gesucht. Die Tiere werden geschaffen und vorgeführt. Aber sie eignen sich nicht zum »Gegenüber«. Da schafft Gott die Frau aus der Rippe des Mannes und führt sie ihm zu. Sie erweist sich als echtes »Gegenüber«. Damit sind alle Voraussetzungen da, nun kann die Handlung beginnen. So lesen wir im dritten Kapitel von der Versuchung der ersten Menschen, von ihrer Sünde, vom Verhör durch Gott, von den ergehenden Strafurteilen und schließlich von der Vertreibung aus dem Garten. Die Erschaffung des Menschen, des Gartens, der Tiere und der Frau stellen zu dieser Handlung des dritten Kapitels nur die Exposition dar. Aus dem Zusammenhang ist auch klar, daß Gn 2 von einem ersten Menschenpaar redet, während Gn 1 ja einfach von der Erschaffung der Menschheit gesprochen hatte.

Es ließen sich noch viele andere Unterschiede zwischen den beiden Schöpfungserzählungen aufzeigen. Einige davon werden im Fortgang unserer Überlegungen noch auftauchen. Dazu kommt, daß sich die eigentümliche Doppelung am Anfang des Buches Genesis auch in den späteren Kapiteln, ja im ganzen Pentateuch fortsetzt. Man kann zwei im Grunde recht unabhängig nebeneinanderher laufende Darstellungsstränge durch all diese Bücher verfolgen. Das hat schon in den Anfängen der modernen Bibelwissenschaft (im achtzehnten Jahrhundert) zu der These geführt, daß unser jetziger Pentateuch eine redaktionelle Einheit aus mehreren parallelen, ursprünglich verschiedenen Geschichtsdarstellungen ist. In den ersten Kapiteln der Genesis sind es zwei, von den Patriarchenerzählungen an kommt noch ein dritter Erzählungsfaden hinzu. Der jetzige Pentateuch dürfte nach dem babylonischen Exil zusammengestellt worden sein, also etwa im fünften Jahrhundert vor Christus. Die in ihm zusammengestellten Quellenschriften sind dagegen älter. Ihre ursprünglichen Namen sind uns nicht bekannt, deshalb hat die Forschung ihnen nach hervorstechenden Merkmalen eigene Namen gegeben. Die Schöpfungsdarstellung in Gn 1 ist das Einleitungskapitel der sogenannten »Priesterschrift« die Kapitel Gn 2 und 3 sind der Anfang des sogenannten »Jahwistischen Geschichtswerks«.

Wir wollen uns mit der Charakterisierung der beiden Quellenschriften des Pentateuch nicht aufhalten – einiges wird sich bei den kommenden Überlegungen noch nebenher ergeben. Hier sollen vielmehr nun sofort aus der beobachteten Doppelheit der Schöpfungs-

darstellung und ihrem literargeschichtlichen Hintergrund die theologischen Folgerungen gezogen werden. Die Bibel ist das Wort Gottes. Aber sie ist in der Weise Wort Gottes, daß Gott sich mit menschlichem Wort, menschlicher literarischer Aussage identifiziert. Als Menschenwort aber ist die Bibel – mindestens in den Bereichen, die uns hier interessieren – nicht auf einmal entstanden, sondern in einem Werdeprozeß. Zuerst entstand das Jahwistische Geschichtswerk mit seiner Schöpfungsaussage. Dann entstand zu einer anderen Zeit und auf ein anderes Milieu hin die Priesterschrift mit ihrer Schöpfungsaussage. Schließlich wurden beide zusammengefügt zu unserem jetzigen Buche Genesis. In Wirklichkeit verliefen die Vorgänge sogar noch viel komplizierter. Die priesterschriftliche Darstellung ist selbst nicht frei geschaffen, sondern nur das Endprodukt einer durch Jahrhunderte hindurchgehenden Entstehungsgeschichte. An welcher Stelle dieses Werdeprozesses wird nun das Menschenwort über die Schöpfung zum Gotteswort? Vielleicht ist die Frage *so* falsch gestellt. Warum soll nicht Gott hinter dem *ganzen* Prozeß mit all seiner Aussage- und Sinnentwicklung stehen, als hinter einem von ihm selbst gewollten literarischen Prozeß? Für uns, die wir die Heilige Schrift in ihrer Endphase in der Hand halten, ist dann die *ganze* Schrift als *eine* das uns zugesprochene Gotteswort, und was in ihr an Vorstadien aufbewahrt ist und vielleicht neben- und gegeneinandersteht, das ergänzt sich, relativiert sich aber auch zugleich gegenseitig zur einen endgültigen Aussage.

Wenden wir dieses Prinzip nun auf die beiden Schöpfungsberichte am Anfang der Bibel an, dann ergibt



sich folgendes. Zunächst einmal zeigen sich frappante Übereinstimmungen zwischen beiden Berichten. Ich denke nicht nur daran, daß in beiden Berichten, wenn auch auf verschiedene Weise, Gott als der Schöpfer aller Seienden herausgestellt wird. Man kann noch mehr ins einzelne gehen. So ist in beiden Darstellungen der Mensch als das höchste Glied der Schöpfung Gottes gemeint. Die Priesterschrift sagt das, indem sie alles Schöpfungstun Gottes auf den Menschen hinlaufen läßt und ihn selbst am Ende des Schöpfungsgeschehens als den Herrscher erscheinen läßt. Die jahwistische Darstellung macht diese Aussage auf eine andere Weise. Es wird ein »Gegenüber« für den Menschen gesucht. Alle Tiere werden ihm einzeln vorgeführt. Aber unter ihnen allen findet sich kein »Gegenüber«. Da schafft Gott einen zweiten Menschen, die Frau. Sie ist zum »Gegenüber« geeignet. Hier ist also alles in ein Drama umgesetzt – aber der Sache nach ist kein Unterschied zur Aussage der Priesterschrift. Auch hier ist nichts dem Menschen an Vollkommenheit vergleichbar. Eine dritte Übereinstimmung: Gott hat seine Schöpfung gut geschaffen – das Leid und das Dunkel entspringt der menschlichen Freiheit. Diese Aussage leuchtet erst im Fortgang der beiden Quellenschriften ganz auf. Beim Jahwisten beginnt das menschliche Dasein im herrlichen Garten, dann erst folgt die erste Sünde, die Vertreibung aus dem Garten und dann von Kain ab Schlag um Schlag Sünde auf Sünde. In der Priesterschrift heißt es in der Schöpfungsdarstellung am Ende der einzelnen Werke immer wieder: »Und Gott sah, daß es gut war.« Am sechsten Tag heißt es zusammenfassend: »Und Gott besah sich alles, was er gemacht

hatte, und siehe, es war sehr gut.« In deutlicher Anspielung auf diesen Satz heißt es dann später in der Priesterschrift, kurz vor der Sintflut: »Und Gott besah sich die Erde und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Wandel verderbt auf der Erde« (Gn 6,12). Wieder also eine tiefgehende Übereinstimmung der beiden Schöpfungsdarstellungen. In diesen übereinstimmenden Aussagen tragen sie sich gegenseitig und verbinden sich zur endgültigen Aussage der Bibel über die Schöpfung.

Anderes in den beiden Schöpfungsdarstellungen strebt dagegen auseinander. Ich nenne nur ein einziges Phänomen, die kosmogonische Grundkonzeption. Wenn wir genau zusehen, können wir in der Priesterschrift von einer aquatischen (vom Urwasser ausgehenden), in der jahwistischen Darstellung von einer terrestrischen (von der Erde ausgehenden) Kosmogonie (Weltschöpfung) reden. In Gn 1 ist am Anfang die große, chaotische Urflut als einzige Realität da. »Die Erde war *tohuwabohu* (d. h. Leere und Nichtsein), Finsternis lag auf der Urflut, der Wind Gottes fegte über die Wasser« – so heißt es in Gn 1,2. Diese Urflut wird dann nach der Erschaffung des Lichts im Werk der Scheidungen langsam aufgelöst und an den Rand des Weltgebäudes gedrängt. Zuerst wird das Himmelsgewölbe errichtet, und so wird geschieden zwischen himmlischem Ozean und irdischem Ozean – über dem Himmel und unter dem Himmel. Dann sammeln sich die Wasser unter dem Himmelsgewölbe an einzelnen Orten, nämlich in den Ozeanen, und dazwischen wird das feste Land sichtbar. So hat sich das Weltgebäude aus dem Wasser heraus entwickelt. In Gn 2 dagegen

steht am Anfang die trockene, wüste Erdoberfläche. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß es noch keinen Regen gab. Dann kommt das erste Wasser als Quelle aus der Erde heraus, schließlich werden Menschen, Pflanzen, Tiere auf die Erde gestellt. Die lebendige Wirklichkeit ist wie eine Oase in die Wüste hineingesetzt worden. Zwei ganz verschiedene kosmogonische Modellbilder also, die jetzt in der Bibel friedlich nebeneinanderstehen. Was kann dieses friedliche Nebeneinander denn anderes besagen, als daß es der Bibel auf die kosmogonischen Modelle nicht ankommt? Sie sind nebensächlich. Selbstverständlich, um auszusagen, daß Gott der Schöpfer ist, daß der Mensch die Krone der Schöpfung ist und daß am Anfang alles gut geschaffen war, muß man mit irgendwelchen Modellen arbeiten. Aber die Modelle sind austauschbar. Würde es wirklich einen biblischen Verfasser aufregen, wenn wir das uns heute von der Naturwissenschaft mit ganz anderer Zuverlässigkeit bereitgestellte Modell der evolutiven Entstehung des Kosmos, des Lebens und des Menschen einsetzen? Ich glaube nicht. Die Bibel selbst hat ja durch das friedliche Nebeneinander der verschiedenen kosmogonischen Modelle deren Relativität mitausgesagt. Die Kosmogonien der Schöpfungsberichte sind gar nicht die biblische Aussage, sondern nur ein Mittel, ohne das sich die eigentliche Aussage schlecht machen ließ.

Diese These stand ja schon am Anfang unserer Überlegungen. Aber da erschien sie als eine der Theologie von außen aufgezwungene Konzession an die moderne Naturwissenschaft. Jetzt haben wir aus der literarischen Analyse der Bibel selbst die gleiche These als biblische

Aussage erreicht. Wenden wir uns nun den einzelnen Darstellungen vom Ursprung des Menschen zu. Wir beginnen dabei mit der jahwistischen Darstellung (Gn 2).

### *Die jahwistische Schöpfungsdarstellung*

Das jahwistische Werk beginnt bei Schöpfung und Sündenfall und zeigt dann in der sogenannten Urgeschichte an modellartig gestalteten Erzählungen, wie die Sünde in der Geschichte voll zur Herrschaft kommt. Aber Gottes Heilswillen stemmt sich gegen die Sünde. Er erwählt den Menschen Abraham, um durch ihn und seine Nachkommen, die Israeliten, deren Geschichte der Jahwist nun verfolgt, wieder ein Licht im dunkel gewordenen Kosmos aufleuchten zu lassen. Der Jahwist weiß, daß schließlich in der Vollendung der Geschichte der Segen Abrahams auf alle Völker übergehen wird. Das ist der große, universalgeschichtliche und geschichtstheologische Gesamtentwurf, den das jahwistische Geschichtswerk uns vorlegt. Es deutet damit dem Volke Israel den Sinn seiner Existenz. Israel ist in einer fluchbeladenen Welt der Keimpunkt neuen Segens, den es einmal an alle Völker weitergeben soll. Der Verfasser des Werkes, von der Bibelwissenschaft hypothetisch »Jahwist« genannt, dürfte zur Zeit Davids oder Salomos gelebt haben, also etwa 1000 vor Christus. Er war einer der bedeutendsten theologischen Denker des Alten Testaments, zugleich aber ein Schriftsteller von großem Format, der seine Geschichtstheologie nicht in abstrakten Sätzen ausdrückte, sondern in Erzählung umsetzte. Für die

eigentlich geschichtlichen Zeiten stützte er sich bei seiner Darstellung auf die mündlichen Überlieferungen seines Volkes. Für die Anfänge der Welt und der Geschichte hatte er als Mensch eines vorwissenschaftlichen Zeitalters natürlich weder Nachrichten noch Funde noch brauchbare Methoden der Zeitbestimmung zur Verfügung. Er konnte nur eines: aus dem Zustand der Welt, in der er lebte, zurückschließen auf deren Anfänge. Er hatte dann die erzählerische Freiheit, die von ihm erschlossenen Tatsachen des Anfangs in plastischer Erzählung darzustellen.

Diese Charakterisierung der Arbeitsweise des Jahwisten in unseren Kapiteln ist von größter Bedeutung. Es ist hier leider nicht möglich, im einzelnen zu begründen, warum sich die Bibelwissenschaft veranlaßt sieht, die Arbeitsweise des Jahwisten gerade so zu definieren. Wohl aber sei der Sachverhalt selbst an einigen Aspekten der Erzählung von Erschaffung, Paradies und Sündenfall verdeutlicht.

Beginnen wir mit der Tatsache, daß der Jahwist von einem einzigen Stammelternpaar erzählt. Warum läßt er nicht sofort viele Menschen geschaffen werden, wie die Priesterschrift oder wie das babylonische Welterschöpfungsgedicht Enuma Elisch? Ein Blick auf das Gesamtwerk des Jahwisten zeigt uns den Grund. Fast die ganze Weltgeschichte ist in diesem Werk auf die Geschichte von Familien und Sippen reduziert. Die einzelnen Personen des Geschichtsverlaufs werden genealogisch miteinander verbunden. In unserer Welt ist das Interesse am Genealogischen ein Hobby des Adels geworden. Im Orient und vor allem auch im antiken Orient ist das genealogische Denken die

typische Weise des Nomaden, mit dem Phänomen »Geschichte« umzugehen. Zur Zeit des Jahwisten waren die Israeliten noch nahe an ihrer nomadischen Vergangenheit, sie dachten noch in den alten nomadischen Kategorien. Daher konstruierte der Jahwist für die Menschen seiner Zeit die Weltgeschichte als große Familiengeschichte mit genealogischen Verbindungen. Am Anfang einer Sippe steht beim genealogischen Denken des Nomaden stets der Stammvater. Der Stammvater trägt den Namen der Gruppe, die von ihm abstammt. So heißt der Stammvater des Stammes Juda »Juda«; der Stammvater des Volkes Israel, eigentlich Jakob genannt, erhält von Gott als zweiten Namen beim Jahwisten den Namen »Israel«. Wie konnte im Rahmen dieses nomadischen Modells der Geschichtsbetrachtung der Jahwist besser zum Ausdruck bringen, daß er von der gesamten Menschheit reden und am Anfang seines Werkes bis auf die Anfänge der Menschheit zurückgreifen wollte, als indem er einen Stammvater der Menschheitssippe als solcher auftreten ließ, der folgerichtig einfach den Namen »der Mensch« bekam? Denn das hebräische Wort »Adam« heißt: »der Mensch«. Damit war für jeden israelitischen Leser seiner Zeit sofort klar, daß das Buch des Jahwisten ganz am Anfang der Menschheitsgeschichte einsetzte.

Für uns späte Leser der Bibel, die wir keine Nomaden mehr sind und deshalb etwas Abstand von den typischen Denkmodellen nomadischer Geschichtsauffassung haben, erhebt sich natürlich die Frage, ob wir es beim einen Stammelternpaar des Jahwisten mit einer eigentlichen Aussage oder nur mit einem kultur-

bedingten Darstellungsmodell zu tun haben. Die Frage wird deshalb besonders akut, weil bei uns heute ein konkurrierendes und andersartiges Vorstellungsmodell für die Anfänge der Menschheit von der Naturwissenschaft her naheliegt – das polygenistische Modell der Mutation auf breiter Front innerhalb eines evolutiven Prozesses. Über die Frage, welcher Grad an Sicherheit der populationsgenetischen Theorie heute zukommt, braucht die Bibelwissenschaft sich in diesem Zusammenhang gar nicht zu äußern. Dafür ist sie nicht zuständig. Im Hinblick auf den Jahwisten aber ist wohl zu sagen, daß sein einer Stammvater durchaus als ein Vorstellungsmodell, nicht als eigentlich intendierte Aussage betrachtet werden kann, daß seine Grundaussage über eine fatale Sünde am Anfang der Menschheitsgeschichte also wohl auch mit Hilfe des Modells der Mutation auf breiter Front ausgesagt werden könnte. Denn reine Modelle lassen sich auswechseln. Allerdings möchte ich ausdrücklich dazu bemerken, daß mit dieser Offenheit von Gn 2 für eine polygenistische Interpretation nichts gesagt ist über andere theologische Gründe, die gegen den Polygenismus sprechen könnten – ich denke hier an Röm 5, an das Tridentinum und an die mindestens zögernde Enzyklika »*Humani Generis*«. Aber für die jahwistische Darstellung in Gn 2 müssen wir feststellen, daß hier der eine Stammvater des Menschengeschlechts in den Bereich der vom Jahwisten frei gehandhabten erzählerischen Technik gehört. Was er durch ihn sagen will, ist nur dies: »Am Anfang der Menschheitsgeschichte«.

Was geschah nun nach dem Jahwisten am Anfang der Menschheitsgeschichte? Die Antwort lautet: eine

Sünde, die den Fluch in die Geschichte einbrachte. Das ist die eigentliche Aussageabsicht des Jahwisten für Gn 2 und 3. Wie kommt er zu seiner These? Indem ich gewaltig simplifiziere, möchte ich sagen: durch ein Schlußverfahren. Einerseits weiß er nämlich, daß überall in der Welt der Fluch und das Unheil über den Menschen lastet. Andererseits weiß er aus der Offenbarungserfahrung seines Volkes Israel, daß Fluch und Unheil stets die Folge der Übertretung von Gottes Gebot sind. So schließt er für die gesamte Menschheit, daß auch an ihrem Anfang schon die freie Ablehnung Gottes stand, die Sünde. Vielleicht schockiert uns die Feststellung, daß der Jahwist seine wesentliche Aussage über den Sündenfall durch ein Schlußverfahren gewann. Aber wie hätte er sie sonst gewinnen sollen? Nachrichten von den Anfängen der Menschheit scheiden auf jeden Fall aus. Übernahme heidnischer Mythen ist unwahrscheinlich, weil es im Umkreis Israels einen solchen Mythos anscheinend nicht gab. Eine Vision des Jahwisten soll man nicht postulieren, wenn man keine Gründe dafür hat. Ein theologisches Schlußverfahren, wie wir es beschrieben haben, ist das Nahe-  
liegendste – daß dieses theologische Denken bei einem biblischen Verfasser von der Inspiration Gottes getragen war, ist dabei für den gläubigen Christen selbstverständlich.

Ausgang des Schlußverfahrens wäre also die Glaubenserfahrung Israels gewesen, daß in Israel selbst Fluch und Unheil stets die Folge der Übertretung von Gottes Gebot sind. Wie sehr diese Erfahrung den Jahwisten leitete, sehen wir bei einem Vergleich des Aufbaus der Kapitel Gn 2 und 3 mit der Schau Israels



auf seine eigene Geschichte. Israel sah seine Geschichte doch so: Gott hat Israel in Ägypten und in der Wüste als Volk geschaffen, hat es dann in das fruchtbare Land Kanaan hineingeführt und ihm für dieses Land seine Gebote gegeben. Hält Israel diese Gebote, so wird es in diesem Land ruhig und glücklich leben; bricht es die Gebote, dann wird Unheil und Fluch über Israel kommen, und es wird aus dem Land vertrieben werden. Genau so läuft die Geschichte von Erschaffung, Paradies und Sündenfall ab. Der Urmensch wird in der Wüste geschaffen, in den schönen Garten versetzt, erhält ein Gebot, übertritt das Gebot und wird aus dem Garten verjagt. Diese Parallele ließe sich bis in Einzelheiten durchführen. Das zeigt, daß der Jahwist seine Aussage – am Anfang stand eine Sünde – erzählerisch für die Israeliten seiner Zeit dargestellt hat, indem er in analoger Weise alle Zusammenhänge aufmarschieren ließ, in denen in Israel die Sünde gegen Gott gesehen wurde. Dem, der genau zusieht, verrät der gesamte Erzählungsgang von Gn 2 und 3, daß der Jahwist zu seiner Aussage durch ein Rückschlußverfahren gekommen ist.

Auch diese Beobachtungen der modernen Exegese können heute von größter Bedeutung sein. Sie besagen ja, daß auch die meisten Einzelheiten der Paradieserzählung nur Darstellungsmodell, nicht eigentliche Aussage sind. Eigentliche Aussage ist nur das Kerngeschehen: am Anfang stand die Sünde. Alles andere ist Umsetzung in konkrete Darstellung. Nun bereiten ja bei einer evolutiven, eine allmähliche Entwicklung voraussetzenden Auffassung gerade die Aussagen der Tradition über einen leidlosen paradiesischen Ur-

zustand der Menschheit gewisse Schwierigkeiten. Man kann sich fragen, ob die Theologie aufgrund der hier nachgezeichneten exegetischen Beobachtungen – sie stammen erst aus den allerletzten Jahren – nicht ihre traditionelle Lehre vom Urzustand des Menschen einmal etwas überprüfen müßte. Vielleicht ist auch in dieser Lehre manches noch eine unübersetzte Übernahme des biblischen Modells, nicht der biblischen Aussage. Aber diese Überprüfung muß erst noch geschehen, der Exeget kann dazu nur die Anregung geben, und wir müssen abwarten, was sich bei den Überlegungen der Dogmatiker ergibt. Jedenfalls bietet sich auch hier von der modernen Exegese her eine neue Offenheit zur evolutiven Sicht der Dinge an, die von der Sache selbst herkommt und nicht von außen aufgezwungen ist.

Wir können nun noch fragen, warum der Jahwist – wenn es ihm im Grunde nur um die Sünde am Anfang der Menschheitsgeschichte ging – überhaupt noch eine Schöpfungserzählung davorsetzte. Das Problem ist mehrschichtig, und ich greife nur einen Aspekt heraus. Mit seiner Aussage von einer menschlichen Sünde am Anfang der Geschichte stand der Jahwist nämlich in bewußtem Gegensatz zu einer anderen Lehre über den Ursprung des Bösen und Dunklen in der Menschheit. Diese andere Lehre ist die normale Auffassung im mesopotamischen Kulturraum. Nach ihr ist die Bosheit von Anfang an, schon von der Schöpfung her, im menschlichen Sein angelegt. Nicht durch die Freiheit, sondern von Natur her ist der Mensch böse und leidverhaftet. Wir besitzen einen philosophischen Dialog über das Problem des Bösen aus Babylonien, die so-

genannte »Babylonische Theodizee«. In ihm diskutieren zwei Freunde über das Problem des Bösen in der Menschenwelt, vor allem über die sozialen Ungerechtigkeiten. Der Dialog läuft aus in folgende Endeinsicht (Strophe 26):

»Narru, der Götterkönig, der die Menschheit geschaffen hat,  
der herrliche Zulummar, der ihren Ton ausgegraben hat,  
die Herrin Mami, die Königin, die sie modelliert hat:  
mit Lügen, nicht mit Wahrheit, rüsteten sie sie für  
immer aus.«

Die Bosheit des Menschen ist also unmittelbare Schöpfungswirklichkeit. Das wird ausgesagt unter dem Bild der Formung des Menschen aus Ton, wobei ihm die erschaffenden Gottheiten sogleich den lügenhaften Mund einformen. Unter dem gleichen Bild kann ein mythologischer Text dieselbe Lehre auf mythologische Weise aussagen. Ich denke hier an das babylonische kosmogonische Gedicht Enuma Elisch, 6. Tafel. Da ist unter die Götter selbst die Schuld geraten. Kingu und seine göttlichen Genossen haben die Urgötter erschlagen. Nun findet eine Götterversammlung statt, die berät, was man mit diesem schuldig gewordenen Teil der göttlichen Welt machen soll. Man beschließt, Kingu zu töten und aus seinem (wohl mit Tonerde vermischten) Blut neue Wesen zu formen, nämlich die Menschen. Und so geschieht es. Die Menschen sind also ihrem Sein nach etwas wie eine Abspaltung aus dem göttlichen Bereich. Aber sie sind gerade die Abspaltung des Bösen, Dunkeln und Tod-

verfallenen aus diesem Bereich. Durch das Sein der Menschen ist es den Göttern möglich, selbst in Licht und Reinheit zu existieren. Die Menschen dagegen sind von Natur aus dunkel und todverfallen.

Wir müssen nicht unbedingt annehmen, daß der Jahwist gerade die beiden von uns zitierten Texte kannte. Aber offensichtlich kannte er die ganze Vorstellung der Formung der ersten Menschen aus Lehm mitsamt dem mythologischen und theologischen Kontext, der diese Vorstellung zu umgeben pflegte. Indem er selbst vor seiner Erzählung vom Sündenfall mithilfe des gleichen Erzählmotivs, aber zugleich mit deutlicher Abwandlung desselben, nun auch die Schöpfung des ersten Menschen erzählte, machte er eine bewußte Gegenaussage. Worin besteht die Abwandlung? Nun, bei ihm wird der Lehm nicht mit dem Blut eines schuldig gewordenen Gottes vermischt; bei ihm wird nicht dem Mund des Menschen von Anfang an die Lüge eingeformt. Bei ihm wird ganz billige Erde vom Ackerboden genommen, und dem Munde des Menschen wird nur der Hauch des Lebens eingehaucht. Sonst nichts. Wie das Böse in die Welt kam, erklärt ein zweiter Akt der Darstellung, die Erzählung von Paradies und Sündenfall.

Wir hatten gefragt, warum der Jahwist, wenn es ihm vor allem um den Ursprung des Fluches über der Menschheit geht, überhaupt noch eine Schöpfungserzählung an den Anfang setzte. Nun haben wir die Antwort. Auch die Schöpfungserzählung des Jahwisten ist noch ein Teil der Aussage über den Ursprung von Sünde und Leid. Man versteht das natürlich nur, wenn man die altorientalische Literatur und ihre mytholo-

gisch-theologische Chiffrensprache kennt – und das ist erst seit kurzer Zeit möglich. Kennt man sie aber, dann hört man hier die Gegenthese gegen die altorientalische Grundauffassung über die seit ihrer Schöpfung grundverderbte Menschennatur.

Auch diese Beobachtung ist für uns heute nicht ohne Bedeutung. Wir erkennen durch sie, daß die Formung des ersten Menschen aus Lehm selbst in den privaten Vorstellungen des ersten biblischen Verfassers nicht beschreiben wollte, wie die Menschwerdung tatsächlich vor sich ging, sondern ganz anderen, zutiefst theologischen Aussageabsichten diene. So besteht wirklich kein Grund mehr, wegen dieser Darstellung der Entwicklungslehre gegenüber zögernd zu sein.

Zugleich wird immer deutlicher, worum es dem Jahwisten tatsächlich ging. Er setzte sich in seinem ganzen Werk und speziell in dessen ersten Szenen mit entscheidenden Fragen der Grundauffassung vom Menschen auseinander. Die Frage, ob der Mensch und das Göttliche nicht vielleicht identisch sind, wenn auch dann vielleicht gerade unter dem negativen Aspekt, daß im Menschen sich das Dunkle des Urgrundes der Welt personifiziert, oder – umgekehrt – ob Gott wirklich der völlig souveräne Schöpfer ist, der Mensch aber Geschöpf; ob dazu der Mensch gut geschaffen ist und das Dunkle nur durch Freiheit und Sünde des Menschen in die Welt kommt: das sind Fragen, die uns noch genau so beschäftigen müssen wie den alten Orient und den Jahwisten. Die konkrete Vorstellung vom Werden des Menschen, ob evolutiv oder nicht, wird vor diesen Fragen sekundär. Wenn wir näher zusehen, stellt die eigentliche Frage des Jahwisten sich

für einen Anhänger der Entwicklungslehre genauso. Ist die Entwicklung selbst das Letzte in der Wirklichkeit, hat sie selbst Urgrundcharakter und ist damit göttlich? Oder gibt es einen transzendenten Gott, der die Entwicklung schaffend ermöglicht und die Welt geschöpflich werdend sie selbst sein läßt? Weiter: Ist der Mensch das böse, von Natur aus zur endgültigen Selbstzerstörung des Kosmos prädestinierte Endprodukt einer sinnlosen Evolution, oder ist er das gute Ziel aller Entwicklung, die eben in der Möglichkeit personaler Freiheit aufgipfelt? Dann wäre alles Böse ein Herausspringen aus dem Sinn der Entwicklung und als solches rein auf den Menschen zurückzuführen, der seine Größe mißbrauchte. Das sind doch erst die wirklichen Fragen, und zu ihnen führt uns der jahwistische Schöpfungsbericht hin, sobald wir gelernt haben, den Chiffren- und Modellcharakter seiner konkreten Darstellung zu durchschauen.

Damit beschließen wir unsere Betrachtung des Jahwisten und wenden uns der priesterschriftlichen Darstellung in Gn 1 zu.

### *Die priesterschriftliche Schöpfungsdarstellung*

Sie bereitet einem evolutiven Denken von vornherein weniger Schwierigkeiten als die jahwistische, weil man es ihr ansieht, daß sie systematisiert, und weil es geradezu greifbar ist, daß sie möglichst abstrakt reden will. So werden die verschiedenen Tagewerke leicht als reines Aufteilungsprinzip ohne chronologische Aussageabsicht erkannt. Die Erschaffung des Menschen selbst ist vollends abstrakt gesagt. Es wird von vornherein im Kollektiv und im Plural geredet, so daß

das Problem des Monogenismus gar nicht aufkommen kann. Der Schöpfungsvorgang wird nicht beschrieben und bleibt im Geheimnis stehen. Es folgt sofort die Deutung des Wesens des Menschen: er ist »Bild Gottes« und Herrscher über die anderen Geschöpfe.

Dieser abstrakte, lehrhafte Charakter gibt uns Aufschluß über die Herkunft und literarische Art dieses Textes. Gn 1 ist ein Schultext. Denken wir ihn uns – um eine konkrete Vorstellung zu haben – als eine Art Memoriertext aus der mit dem Tempel von Jerusalem verbundenen theologischen Ausbildungsstätte für den Priesternachwuchs. Die dortigen Theologiestudenten hatten diesen Text wörtlich auswendigzulernen und bekamen ihn dann von ihren Professoren im einzelnen kommentiert. Vermutlich im babylonischen Exil wurden die Lehrtraditionen der Jerusalemer Tempelschule dadurch über die Krise hinweggerettet, daß sie schriftlich in einem Geschichtswerk, der schon erwähnten Priesterschrift, zusammengefaßt wurden, die dann nach dem Exil neben dem jahwistischen Geschichtswerk zu einem tragenden Element im Sammelwerk des Pentateuch werden sollte. Aber diese späte schriftliche Abfassung des priesterschriftlichen Gesamtwerks darf uns nicht über das viel höhere Alter einzelner Stücke, und gerade auch unseres Schöpfungsberichtes, täuschen. Durch Jahrhunderte hindurch war dieser Text wohl schon ein mündlich weitergegebener Lehrtext gewesen. Er war dabei immer wieder überarbeitet, verfeinert, verdichtet worden. Die Spuren dieser immer neuen Überarbeitung lassen sich bei genauer traditionsgeschichtlicher Analyse heute noch am Text aufspüren, und wir erkennen aus ihnen, welch ein Gewicht

des Nachdenkens vieler Generationen von Theologen in Israel in den Worten jetzt noch liegt. Jedes Wort und jede Fügung ist abgewogen und überdacht. Da diese Tempeltheologie aber trotz ihrer Lebendigkeit zugleich außerordentlich konservativ war, wurden auch viele Spuren älterer Schichten im Text nicht völlig ausgemerzt, sondern nur umrahmt oder durch vorgesezte interpretierende Aussagen umgedeutet. Man darf also nicht zu schnell glauben, diesen beim ersten Lesen so rational und durchsichtig klingenden Text verstanden und ausgeschöpft zu haben. Wie gesagt, jedes seiner Worte hat Gewicht.

Deshalb können wir auch das Wort, mit dem das Wesen des Menschen definiert wird, nicht ernst genug nehmen: »Laßt uns Menschen machen nach unserm Bild, nach unserm Gleichnis. – Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Bild. Nach dem Bilde Gottes erschuf er ihn.« Diese Sätze gehören nach einer neueren Untersuchung wohl schon einer der ältesten Schichten des Textes an. Die dreimalige Wiederholung gibt der Aussage ein kaum auswägbares Schwergewicht. Das ist in der Theologie schon immer gefühlt worden. Die Kirchenväter und die mittelalterlichen Theologen haben viel darüber nachgedacht, worin denn die Gottesebenbildlichkeit des Menschen bestehe. Tiefe Spekulationen etwa über das Abbild der Heiligen Dreifaltigkeit in der menschlichen Seelenstruktur sind deshalb angestellt und weitergegeben worden. Unsere bessere Kenntnis der altorientalischen Literatur hat uns auch hier weitergeholfen. Es tut zwar etwas weh, die traditionellen Ansichten der Theologie über die Gottesebenbildlichkeit des Menschen als falsch an-



setzend zu bezeichnen – aber sie behalten ja ihren von diesem Bibeltext unabhängigen, in sich stehenden Wert, und außerdem hat die richtige Deutung der Aussage vom Menschen als Ebenbild Gottes gerade uns Menschen von heute, besonders vielleicht dem Naturwissenschaftler und Techniker, einiges zu sagen. »Das auf Erden lebende Abbild Gottes« war in Ägypten der Pharao. Immer wieder begegnet uns dieser Ausdruck als Titel des ägyptischen Königs. Er ist »Abbild der Götter«, »millionenfach großes Abbild«, »heiliges Abbild des Re«, »glänzendes Abbild des Herrn des Alls«. Vom mesopotamischen Raum gilt das gleiche, wenn dort auch unsere Belege weniger zahlreich sind als in Ägypten. In einem Brief an einen König heißt es dort: »Der Vater des Königs, meines Herrn, war das Ebenbild Bels, und auch der König, mein Herr, ist das Ebenbild Bels.« Die Gottebenbildlichkeit ist also die Eigenschaft irdischer Könige. Wenn man nun dem nachgeht, was damit gemeint ist, dann ist wohl zu sagen: als Ebenbild eines Gottes sind die Könige die Stellvertreter des Gottes auf Erden. In ihnen ist die Gottheit für die Untertanen gewissermaßen sichtbar anwesend. Daraus läßt sich ableiten, was die Aussage vom Ebenbild Gottes im priesterschriftlichen Schöpfungsbericht besagt. Sie überträgt das, was unter Menschen nur vom König gilt, nun auf alle Menschen in ihrem Verhältnis zum Kosmos alles Geschaffenen. Der Mensch als Mensch ist Gottes Stellvertreter auf Erden. In ihm wird Gott für alle Geschöpfe sichtbar. Deshalb folgt auch unmittelbar auf das Wort vom Abbild Gottes das andere Wort von der Herrschaft des Menschen über die Tiere. »Beherrschen sollen sie die

Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, das Vieh und alles Wild der Erde, und alles Kriechende, das auf der Erde kriecht.« Dies wird im Segen über den Menschen in Gn 1,28 mit noch stärkeren Worten wiederholt. Die beiden Verben, die dabei verwendet werden, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie meinen wörtlich »niedertreten« und »unterdrücken«. Sie werden sonst im Alten Testament von Sklavenhaltern gebraucht. Kann man den Herrschaftsauftrag des Menschen für den Kosmos mit den sprachlichen Mitteln der damaligen Zeit stärker ausdrücken? Gibt es eine großartigere Legitimation der Naturwissenschaft, der Technik und der menschlichen Durchorganisation des gesamten Kosmos als diese Sätze aus dem Schöpfungstext der alten theologischen Schule des Tempels von Jerusalem?

Diese Sätze gehören, wie gesagt, schon einer der ältesten Schichten des Textes an, wurden aber auch in der Spätzeit, als die Priesterschrift dann zusammengestellt wurde, in ihrer Bedeutung bewahrt. Denn die Priesterschrift greift in Gn 5,1, beim Stammbaum Adams, darauf zurück, und dann nimmt sie das Wort noch einmal in 9,6 auf, um dort zu versichern, daß sich auch nach der Sintflut an der Gottesebenbildlichkeit, also der Stellvertretungsgewalt und Herrschaft des Menschen über den Kosmos, nichts geändert habe. Die Aussage ist folglich durch alle Entwicklungsphasen des Textes die gleiche geblieben.

Interessant ist es aber auch, Aussagen nachzugehen, die wohl im Laufe der Textentwicklung erst hinzugekommen sind. Hier kann ich nur ein Beispiel herausgreifen, und selbst da läßt sich keine Einzelbegründung

geben, weil das zu komplizierte Untersuchungen voraussetzen würde. Wahrscheinlich wurde in einem ältesten Textstadium noch nicht jedes Schöpfungswerk eingeleitet mit den Worten: »Und Gott sprach: Es werde...« Vielmehr handelte es sich ursprünglich, wie die Forschung sagt, vermutlich um einen reinen »Tatbericht«. Er lautete nach einer neueren Untersuchung von W.H. Schmidt wohl folgendermaßen:

Die Erde war wüst und leer,  
Finsternis lag auf der Urflut,  
der Wind Gottes fegte über die Wasser.  
Da trennte Gott zwischen dem Licht und der Finsternis.

Dann machte Gott die Wölbung.  
Er trennte die Wasser unter der Wölbung von den Wassern über der Wölbung.

Und die Wasser unter dem Himmel sammelten sich an ihren Sammelplätzen,  
und das Festland wurde sichtbar.

Und die Erde brachte hervor Kraut und Fruchtbaum.  
Gott machte die beiden großen Lampen: die Sonne zur Herrschaft am Tag und den Mond zur Herrschaft bei Nacht (dazu die Sterne).

Und Gott setzte sie an die Wölbung des Himmels.  
Dann machte Gott die großen Seeungeheuer, die Fische des Meeres und alle gefiederten Vögel.

Dann machte Gott das Wild der Erde und das Vieh und alles Gewimmel des Erdbodens.

Dann sprach Gott: Laßt uns Menschen machen nach unserem Bild und gemäß unserer Ähnlichkeit, damit sie herrschen über die Fische des Meeres,

die Vögel des Himmels, das Vieh, über alle Landtiere und über alle Kriechtiere, die über die Erde kriechen.

Und Gott machte den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes machte er ihn.

Dann ruhte Gott sich aus.

Der Bericht erzählt also einfach eine Aktion Gottes nach der andern. Er gleicht noch stark anderen Kosmogonien aus dem alten Orient, allerdings mit einem grundlegenden Unterschied: ihm fehlt jeder mythologische Charakter, die Kosmogonie ist nicht zugleich als Theogonie gedacht, es gibt nur den einen, transzendenten Schöpfergott. Immerhin, dieser Gott wird noch im Bild als Künstler gezeichnet, der Schritt für Schritt aus dem Urwasser heraus langsam die Welt aufbaut.

Dieser »Tatbericht« wurde also später systematisch durch einen »Wortbericht« erweitert. Vor jede Schöpfungstat wurde ein Befehl Gottes gesetzt. Immer wieder heißt es nun: »Gott sprach . . . und es geschah«. Wenn dann der alte Tatbericht folgt, klingt er nur noch als die Beschreibung des Vollzugs des göttlichen Wortes. Es ist wohl deutlich, was diese Überarbeitung aussagen wollte. Gott schafft nicht mit Händen. Gott ist Geist. Er verursacht alles, aber er verursacht es einfach durch seinen Befehl, durch seinen Willensakt. Damit ist die kreative Kausalität, der schöpferische Vorgang, in einem viel tieferen Sinn erfaßt als im alten Tatbericht.

Aber das ist noch nicht genug. Im alten Tatbericht tat Gott fast alles selbst. Nur an einer Stelle ergeben

sich mehrere Dinge innerhalb der Schöpfung hintereinander, ohne daß Gott eigens eingreifen müßte. Nachdem nämlich die Wasser unter dem Himmel einmal von den Wassern über dem Himmel getrennt waren, flossen sie von selbst in den Meeren zusammen, das Festland tauchte auf, und auf ihm begannen Kräuter und Bäume zu sprießen. Von einer eigenen Tat Gottes ist erst wieder bei den Fischen die Rede.

Hier hat der zugefügte Wortbericht nun eine andere Auffassung. Nach ihm werden nicht nur von der Erde die Pflanzen hervorgebracht, sondern auch vom Wasser die Fische und dann wieder von der Erde die Tiere auf dem Land. Da heißt es zum Beispiel: »Gott sprach: Die Erde bringe hervor lebende Wesen: Vieh, kriechende Tiere und Wild des Feldes, jedes nach seiner Art. Und so geschah es.«

Das ist von höchster Bedeutung. Obwohl der übergestülpte Wortbericht mit letzter Radikalität die transzendente Allursächlichkeit des schaffenden Gottes betont, gibt er zugleich mehr als der alte Tatbericht den innerweltlichen Kausalzusammenhängen beim Auftreten neuer Schöpfungsrealitäten Raum. Die Erde bringt die Pflanzen, das Wasser die Fische, die Erde wieder die Landtiere hervor.

Selbstverständlich, wir können heute sagen, daß die Evolution so nicht verlaufen ist. Überhaupt kann man hier das Wort »Evolution« nicht ohne weiteres gebrauchen. Ferner hat die Überarbeitung des Tatberichtes durch den Wortbericht dieses Prinzip des Zugleich von transzendenter und innerweltlicher Kausalität beim Werden der Dinge nicht konsequent auch beim Menschen durchgeführt. Da traten für sie

offenbar andere Anliegen in den Vordergrund, oder der Text lag schon zu sehr fest. Aber trotzdem gilt eines: Als der Wortbericht geschaffen wurde, hatte man offenbar sehr ernsthaft über das Verhältnis zwischen der allumfassenden Schöpfungskausalität Gottes und der innergeschöpflichen Kausalität nachgedacht. Man hatte erkannt, daß sie einander nicht ausschließen, sondern fordern. Gott will die Welt, und er schafft sie. Aber er will sie – so können wir heute formulieren – als eine sich selbst entwickelnde. Das ist mindestens im Ansatz schon gesehen. Was wollen wir mehr für eine theologische Begründung der Evolutionslehre? Für eine richtige Einzeldarstellung der Weltentwicklung fehlte damals natürlich jede naturwissenschaftliche Basis.

Vielleicht macht gerade dieser letzte Einblick in die exegetische Arbeit deutlich, wie sehr einerseits wirklich Positionen der Bibelwissenschaft erreicht werden können, die sich aus der Analyse der Bibel selbst ergeben, und wie sehr andererseits diese Positionen in unmittelbarem Zusammenhang mit Fragen und Postulaten treten können, welche die Naturwissenschaft und das moderne Weltbild hervorbringen. Unsere Überlegungen gingen von der heute oft gestellten, noch öfter vielleicht verschwiegenen Frage aus, ob nicht die Auslegung der Bibel in den letzten Jahrzehnten durch Druck von außen zu einem ziemlich weitgehenden Rückzug und Verzicht auf früher als unverzichtbar betrachtete Positionen gezwungen worden sei. Wir haben gesehen: Wir legen heute die ersten Kapitel der Bibel ganz neu aus; aber diese Auslegung entspringt dem Text und dessen sachgemäßer Analyse durch

neue, heute erst mögliche Auslegungsverfahren. Hätte die Naturwissenschaft keinen Druck ausgeübt, dann hätten wir manche Fragen vielleicht nicht so gut zu stellen gewußt und wären vielleicht träger in der Anwendung der neuen Auslegungsmöglichkeiten gewesen. Aber wir vertreten dennoch nichts, was sich nicht vom Text selbst her ergibt.